Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Gottfried Kellers Autobiographien und Tagebücher
Autor: Helbling, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758469

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GOTTFRIED KELLERS AUTOBIOGRAPHIEN UND TAGEBÜCHER

VON CARL HELBLING

Der fünfte von *Carl Helbling* bearbeitete Band der kritischen Gesamtausgabe von Gottfried Kellers Werken läßt dem Dichter Keller den Schriftsteller folgen.[1] In überlegter Gruppierung gibt er die autobiographischen Schriften und Fragmente, die Tagebücher — Kellers «Zwiegespräche mit sich selber» — und die Verlautbarungen des Privatmannes und des Staatsschreibers zum politischen Geschehen seiner Gegenwart und in eigener Sache: Zeitungsartikel und amtliche Kundmachungen, unter diesen die fünf Bettagsmandate. Die gewichtigen Aufsätze zur Literatur und Kunst bleiben dem nächsten Band, dem letzten Textband der Ausgabe, vorbehalten; in diesen verweist der Herausgeber mit Fug auch die beiden zwar aus der politischen Situation des Tages heraus entstandenen, inhaltlich aber vorwiegend literarischen Gegenständen verpflichteten Stücke «Am Mythenstein», «Die Schützenfeste» und «Ein nachhaltiger Rachekrieg», während er die durch den Mißbrauch seines Gedichtes «Waldstätte» veranlaßte Rechtfertigung als Zeugnis für Kellers Versöhnlichkeit den politischen Schriften zugesellt. (Es ist für Kellers Ritterlichkeit kennzeichnend, daß er sein dichterisch bestes politisches Gedicht als ein «Zeit- und Streitgedicht aus jugendlich leidenschaftlicher Feder» von der endgültigen Sammlung seiner Gedichte ausschloß, während er den Aufruf für die Landessammlung zur Tilgung der Sonderbundskriegsschuld aufnahm.)

Eine Dichterausgabe, die das Epitheton «kritisch» beansprucht und verdient, darf sich nicht damit begnügen, Wesentliches und Beiläufiges pedantisch aneinanderzureihen. So nimmt Helbling bloße Notizen, Hinweise und allerlei Gelegentliches in die Anmerkungen auf — die bisher nicht gedruckte «Glosse» zum Inventar des Rapperswiler Polenmuseums dürfte ihren Platz im Text der Nachbarschaft von Züs Bünzlins Raritätenkommode verdanken. Zum erstenmal sind hier die autobiographischen Schriften und Entwürfe Kellers, soweit sie erhalten sind, vollständig zusammengestellt. Neu ist unter den «Kantonalberichten» zur Revision der Zürcher Staatsverfassung ein Stück, das Baechtold und Kriesi merkwürdigerweise entgangen ist. Anderseits ist Helbling in der Lage, zwei Aufsätze auszumerzen, die Baechtold irrtümlicherweise Keller zugeschrieben hat.

Der Lesartenapparat zeugt wiederum für die gewissenhafte Sorgfalt, die der Herausgeber pflichtgemäß an die Textgestaltung gewandt hat, der mit Bedacht bemessene Kommentar für die Gründlichkeit seiner Sachkenntnis in geschichtlicher, biographischer und sprachlicher Hinsicht. Auch einer so heiklen Angelegenheit wie der Glossierung von Kellers Trinkspruch an der Abschiedsfeier für Professor Gusserow, dem «unglücklichen Toast», wie Keller selbst ihn später nannte, wird Helbling mit vollkommenem Takt gerecht. Höchsten Lobes würdig sind die den Anmerkungen vorausgeschickten Charakteristiken des Autobiographen und des

[1] GOTTFRIED KELLER: «Autobiographien, Tagebücher, Aufsätze zur Politik und zum Tage». Verlag Benteli AG., Bern 1947.

politischen Schriftstellers Keller — Aufgaben, die den Herausgeber selber für die entsagungsvolle Kleinarbeit der Textrevision und Texterläuterung entschädigt haben mögen. Die folgende Probe daraus zeige, wie bei Carl Helbling sich die Kunst gestaltender Darstellung mit dem Dienst am Wort verschwistert.

MAX ZOLLINGER

In den Paralipomena zu den Annalen zitiert Goethe Cellinis Meinung: «Wenn ein Mann, der glaubt, etwas geleistet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben, im vierzigsten Jahre steht, so soll er seine Lebensbeschreibung beginnen, die ereignisvolle Zeit seiner Jugend treulich aufzeichnen und in der Folge weiter fortfahren.» Und Goethe unterstreicht: «Cellini hat ganz recht: denn es ist keine Frage, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erlischt, daß die anmutige Sinnlichkeit verschwindet und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmut nicht ersetzen kann.» Goethe selbst hat freilich erst als Sechzigjähriger seine Jugend heraufbeschworen, und deren Darstellung wurde unter seiner Hand nicht zum dokumentarischen Beleg für den Ablauf der ersten sechsundzwanzig Lebensjahre, sondern zu «Dichtung und Wahrheit». Der Befehl zur Gestaltung des Stoffes, der Gewebe ganz persönlichen Schicksals ist, kam für Goethe durchaus von innen, das heißt aus der Tatsache der künstlerischen Existenz, das heißt aus der unausweichlichen Forderung, sogar im Gang des einmalig ziehenden Gestirns ein beziehungsreich Ganzes zu begreifen.

Gottfried Kellers Autobiographien sind ausnahmslos durch Anruf von außen entstanden. Sie wurden geschrieben, weil die registrierende oder die neugierige Welt von seinem bürgerlichen Dasein, von Herkunft und Eintritt in den Bereich der Kunst, wissen wollte. Sie sind ohne wesentliche innere Bewegtheit mitgeteilt worden. Die erste Aeußerung über sich und das Werden zum lyrischen Dichter entspringt der Ueberraschung, daß man mit der Veröffentlichung eines Gedichtbandes bereits Aufmerksamkeit, ja Interesse an der Person errege, und nur mit Zögern werden die notwendigen Angaben geleistet. Aber es gereicht dem Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau zur dauernden Ehre, daß er die Originalität des jungen Lyrikers erkannte und dessen biographisches Porträt in eine Reihe von bedeutsamen Bürgern einordnen wollte. Die zweite, fragmentarisch erhaltene Lebensskizze ist, wie der Begleitbrief gesteht, aus jenem heiteren Zweifel verfaßt, der zur Frage neigt: was wollt ihr denn aus der Kenntnis meines Lebensganges gewinnen? Sie folgt, wie die im Anhang mitgeteilten Angaben zu lexikalischem Gebrauch, einem Schema, behält das Gefälle der ersten bei und erweitert lediglich, weil eben das Leben um eine Spanne weitergegangen ist. Die letzte Fassung vom

Herbst 1889 kehrt zum Schema zurück, zwar nicht aus Gleichgültigkeit oder einem Prinzip zuliebe, sondern weil die große Müdigkeit über den alten Dichter gekommen ist und erlebtes Leben bereits in dem einen großen Schatten liegt. Nur die Selbstbiographie von 1876, obwohl auch sie nicht spontan entstanden ist, immerhin einem Wunsch nach Aussprache über sich selbst entgegenkommt, besitzt den Charakter eines mit der Kraft des Schriftstellers durchgeformten Gebildes. Zwar ist der erste Teil in seinen grundsätzlichen Ausführungen noch so abgetönt, als ob im Schreibenden ein leichter Groll über wohlgemeinte Zudringlichkeit in das Private mit der Nachsicht gegenüber eifriger Verehrung im Spiele bleibe, und das Ergebnis ist durchgehaltene Ironie, die immerhin so weit reicht, daß die letzten zwanzig Jahre des Lebens und Schaffens vor dem Leser kurzerhand unterschlagen werden.

Es sind mehrere Gründe, die Kellers Zurückhaltung — sie steigerte sich bisweilen zur Abneigung — in der autobiographischen Mitteilung bedingen. Der erste liegt in seinem Charakter, in einer Kardinaleigenschaft seines Wesens: in der Bescheidenheit. Ihn verdroß wie jegliche Betriebsamkeit im Literaturleben die Hemmungslosigkeit, mit welcher das Personelle der Dichter vor dem Publikum ausgebreitet wurde, das ohnehin der Verwechslung von Person und Werk zu verfallen drohte und die intimen Zauber einer Dichtung mit Kenntnis des Intimen im Leben des Dichters zu deuten suchte. Die Bescheidenheit erlaubte es Keller nicht, den Erfolg seines Werkes mit einer die Neugier der Schnüffler befriedigenden Dreingabe zu begleichen, davon abgesehen, daß Stolz es ihm verbot, Erfolg als Gnade der Leser einzuschätzen. Der zweite Grund war, daß Keller eine wenig mitteilsame Natur war und besonders im Hinblick auf persönliches Erlebnis, auf tatsächliche Begebenheit und augenblicklichen Zustand lieber schwieg statt aussagte. Die greifbaren Ereignisse seiner Tage verriet er in verhältnismäßig seltenen Fällen in Augenblicken gesteigerter Stimmung. Im übrigen aber wuchs das Erlebte nach innen und wurde von dem Organ aufgenommen, das des Dichters ist. Das führt aber schon zum dritten Grund, der das Entstehen der Autobiographie als einer Notwendigkeit verhinderte. «Die Fülle der Erinnerung» an die entscheidenden Jahre des Werdens war bereits vom Jugendroman aufgesogen. Was an Erlebnis jeglicher Art den über seine Vita nachsinnenden Vierziger anzog und beschäftigte, war im «Grünen Heinrich» aufgegangen. Das heißt keineswegs, daß Roman und Autobiographie sich decken. Er schrieb an Marie Melos am 29. Dezember 1880 zum «Grünen Heinrich»: «Ich habe allerlei hineingeflunkert, um es (das Buch) deutlicher zu machen; denn noch immer gibt es Esel, die es für bare biographische Münze nehmen.» Aber der

aus der Frühzeit des Werdens zur Gestaltung verfügbare Stoff war dem Dichter des «Grünen Heinrich» zugefallen, somit der Autobiographie entwunden, wenn sie mehr als Bericht, wenn sie Werk sein sollte. Und es blieb ihrem Verfasser im Hinblick auf die Jugend nur übrig zu sagen, was der Phantasie des Romandichters gegenüber der Wirklichkeit zuzuschreiben sei, um so gelegentlich notwendige Grenzziehung vorzunehmen. Der Selbstbiographie von 1876 kommt insofern erhöhte Bedeutung zu, als Keller den Anlaß aufgreift, in schmiegsamer Weise eine Mode der Zeit zu glossieren, den eigenen Fall in das Allgemeine zu rücken, ohne den Anspruch zu erheben, als Dichter noch einmal dichtend Gewesenes zu umkreisen. Schließlich sieht Keller auch in reifen Jahren sein Leben noch nicht als etwas Abgeschlossenes vor sich. Baechtolds Bitte, eine Biographie des Dichters schreiben zu dürfen, lehnt er am 28. Januar 1877 mit dem Hinweis über die eben in der «Gegenwart» erschienene Autobiographie ab: «Ich bin trotz meines Alters noch nicht fertig, sondern ein Bruchstück, das in den nächsten Jahren vielleicht ergänzt wird, aber jetzt zu keinem richtigen Bilde dienen könnte. Es kommt das von den fünfzehn Jahren Amtsleben und von vorheriger, ungeschickter Zeitverschleuderung.» Dann fügt er freilich einen Gedanken bei, der aber auch 1889 nicht verwirklicht wird: «Daß ich selbst eine Autobiographie in ausführlicher Gestalt vorhabe, kommt hier nicht in Betracht, weil es mehr eine Geschichte meines Gemüthes und der mit ihm verbunden gewesenen Menschen und auch zum Theil etwas politische Geschichte sein wird, wenn ich überhaupt dazu komme.»

Während die Autobiographie Rückblick auf zeitlich Ueberholtes ist und ihren wahren Sinn nur dann erhält, wenn ihr Verfasser Leidenschaften gefesselt, Gefühl gebändigt, Wirrnis geordnet, Unklarheit geklärt hat, ist das Tagebuch aktuelle Auseinandersetzung mit Ich und Welt und für den späteren Betrachter um so ansprechender, je intensiver es das Leben lebendig erhält. Ist die Autobiographie in ihrer hohen Form gefestigtes Gebilde der Kunst, so ruht das Spannende des Tagebuchs gerade im Lockeren, das der mit- und nachschaffenden Phantasie des freundschaftlich gesinnten Lesers reizvollen Spielraum gewährt. Keller steht allerdings am Ausgang einer tagebuchseligen Epoche, deren Ende Goethe herankommen sah und bedauerte, obwohl er in «Dichtung und Wahrheit» anderseits von der Selbstquälerei sprach, welche die vorzüglichsten Geister beunruhigte, die, was gewöhnliche Menschen sich aus dem Sinne zu schlagen versuchen, scharf bemerken und in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahren. Kellers frühe tagebuchartige Aufzeichnungen sind nicht ohne ergötzliche jugendliche Eitelkeit und gleichen den Bemühungen des Grünen Heinrich, der sich auf dem Lande so recht als Künstler

herausputzen will. Erst mit dem im Sommer 1843 eröffneten Tagebuch beginnt für kurze Zeit ein fortgesetztes Festhalten von Gedanken und Ideen, mit doppeltem Ziele, erstens die Erinnerung an Geschehnis und geistige Tätigkeit aufzubewahren, zweitens im eigenen Ich den Partner in trüben Tagen des Einsamseins zu finden, Subjekt und Objekt zugleich zu sein. Aber schon am Anfang spürt man, wie die Selbstschau und Insichschau ihren Eigenzweck verliert, nicht selbstgefällige Betrachtung im Spiegel des Ich bleiben darf, sondern wie alles Niederschreiben von Gedanke und Empfindung einem möglichen künftigen Unternehmen dienstbar sein kann: der Ausgestaltung zum Dichtwerk. Kellers Tagebuch ist aus der Ahnung kommender Aufgabe geschrieben, aus der zagen Wahrnehmung schöpferischen Triebes. Es ist in seinen spannendsten und bannendsten Teilen lyrischer Versuch, worin das Ich in noch flüchtigen Bildern erscheint und, entgegen der Grundabsicht, sich mehr versteckt als offenbart. Immer weniger beharrt die Wirklichkeit auf ihrem Recht, ins Tagebuch als in ein Buch des Erinnerns einzugehen; immer weniger liegt dem Tagebuchführenden am Vermerken des tatsächlich Geschehenen. Das Diarium nimmt ein völlig anderes Gesicht an, weil die Wirklichkeit im Traum versinkt. So entstehen im «Traumbuch» die wundersam feinen Gebilde, deren Wesen im selbstgewählten Titel angedeutet ist. Es sind Dichtungen, vergleichbar Blüten, die, noch geschlossen, die ihnen eigentümliche Schönheit alles Versprechens haben und darüber hinaus, eine Nacht nur noch braucht zu vergehen, das volle Entfaltetsein dem Harrenden schon vor das innere Auge zaubern.

Nach kurzer Dauer brechen Tagebuch und Traumbuch ab; sie haben ihre Funktion erfüllt. Denn entweder fließt das Sagbare nun hinein in die Dichtung als das Gefäß, das alles aufzunehmen hat, was im Worte auszudrücken ist: ein zweites Ich betrachtet das ursprüngliche eigene Ich, nämlich der Dichter. Oder die Zwiesprache mit sich selbst vollzieht sich so, daß nichts sie zu erfassen vermag; sie ist keinem Ohr hörbar, wird durch kein Zeichen dem Auge sichtbar. Sie geistert zeugenlos hinter der Stirn des Dichters, auf den in solcher Versunkenheit der Satz von Kandaules zu Rhodope fallen könnte: «Das ist gewiß die Stunde, in welcher du, wie du's so lieblich nennst, dich innerlich besiehst.» Diese Gabe des heimlichen Insichschauens war Keller in hohem Maße gegeben, und er verwaltete sie so überlegen, daß die Umwelt ihn gelegentlich mißverstand und glaubte, das Schweigen des Sinnenden als Mürrischsein auslegen zu sollen, während doch im Grunde nichts anderes sich abspielte, als was dieselbe Welt *dichten* zu nennen gewohnt ist.